Walwein, der Abenteuer Vater.

Ein Bild aus dem romantischen Mittelalter

von K. Weinhold.

Manche Geschichtslehrer haben eine biographische Behandlung des historischen Stoffes für vortheilhaft gefunden. Noch empfehlenswerther mag aber diese Methode für die Kulturgeschichte sein, denn unläugbar erhält das zersplitterte und fast zerstäubende Material weit leichter Gestalt und Farbe, wenn sich dasselbe um eine lebendige Menschengestalt sammeln und dieselbe einkleiden und umbauen kann. In solchem Gefühle hat wohl Gustav Freytag den Plan seiner kulturhistorischen Romane entworfen. Die Studien über die entlegenen Sitten und Menschen bildet seine dichterische Hand zu Biographien einer Ahnenreihe, und er ist sicher, damit mächtiger die Leser unserer Zeit zu packen, als die gründlichsten Untersuchungen in lesbarster Gestalt vermöchten.

Ich will hier weder mit Freytag, dem Dichter kulturgeschichtlicher Helden wetteifern, noch das Leben eines wirklichen Menschen als Spiegel seiner Zeit aus Glas und Zinn der Forschung bereiten; sondern will ein Mittelding versuchen, indem ich einen berühmten Ritter aus dem Lande mittelalterlicher Poesie durch das, was er trieb und was ihn trieb, das Ritterthum selbst darstellen lasse.

Die Ritterschaft — la chévalerie — gehört zu den antiquarischen Gegenständen; fehlen doch nicht viel mehr als drei Jahrzehnte zu drei Säculis, seitdem Cervantes durch seinen Don Quixote Spanien und ganz Europa geistvoll bewies, wohin die sehnsüchtige Vertiefung in jene abgestorbene Welt verführe. Aber wer könnte die weltgeschichtliche Bedeutung einer geistigen und sittlichen Verfassung läugnen, die sich der waffenfähige Grundbesitz des Abendlandes seit dem eilften Jahrhunderte

398.2
W432w

gegeben hatte und die so tüchtiges und lebensfähiges enthielt, daß sie Jahrhunderte durch eine Macht blieb?

Wie hinreichend bekannt, geschah die poetische Formulirung des chevaleresken Lebens in den Gedichten des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, die von dem fabelhaften Britenkönig Artus und den Rittern seiner runden Ehrentafel erzählen. Frankreich, das Vaterland des Ritterthums, vollzog auch die literarische Idealisirung desselben. Aus diesen französischen Epen, die von den Ober- und Niederdeutschen, den Skandinaviern und auch den Engländern bald nach ihrem Erscheinen übersetzt und bearbeitet wurden, lernen wir den Geist jener Zeit am frischesten und unmittelbarsten kennen. Wie wenig sich diese Gedichte an ästhetischem Werthe und echter Schönheit denen des griechischen oder römischen Alterthums oder auch denen unserer neueren großen Dichter vergleichen lassen, so bleiben sie doch höchst werthvolle Kulturdenkmale; und da wo ein Dichter in die Ringpanzer und die zobelverbrämten Seidengewänder wirkliche Menschen zu hüllen versteht, wie zuweilen Chrestiens de Troies, wie Wolfram v. Eschenbach und Gottfried der Straßburger Meister vermochten, nähern sich jene Epen dem besten, das in geschichtlicher Zeit verfaßt ward.

König Artus läßt sich dem Priamos der homerischen Gesänge vergleichen, insofern er nur politischer Mittelpunkt, nicht der Held dieser Geschichten ist. Seine Gemahlin Ginover ist freilich keine Hekuba. Die Ritter seiner Tafelrunde sind zum Theil seine Neffen und Vettern, der glänzendste von ihnen ist Walwein oder Gawein*), der, um ein Wort Chrestiens von Troies im Chevalier au lion zu benutzen, die ganze Ritterschaft durchleuchtet gleich der Sonne, wenn sie am Morgen ihre Strahlen öffnet und ihren Glanz über Alles breitet. Er tritt daher in den Artusromanen sowohl als Hauptheld wie als bedeutende Nebengestalt heraus.

Leider ist der französische Roman de Gauvain bis jetzt verloren;

*) Latinisirt lautet der Name Walganus, Walvanus, Galvanus, walisisch Gwalchmai, französisch Gauvain, provenc. Galvanh oder Galvain, deutsch Walwân bei Eilhart v. Oberge und zweimal in Hartmanns Erec, Walwein bei Ulrich v. Zazichofen und in einem epischen Bruchstück, Gâwein gewöhnlich bei Hartmann v. Aue und im niederrheinischen Lancelotfragment so wie in der Krone, Gâwân bei Wolfram v. Eschenbach; niederländisch Walewein und Gawein.

aber wir lernen Gauwains Art und Thaten vorzüglich durch die langen Episoden kennen, welche der Percheval le Gaulois über ihn bietet. Auch ist er der Held kleiner Erzählungen, so des chevalier a l'espee.

In England war syr Gawayne ungemein gefeiert und wie es scheint zu einer Art von landschaftlichem Helden geworden. Als die Normannen unter Wilhelm dem Eroberer landeten, sollen sie Gawains Grab, der bei Artus Rückkehr von seinem unglücklichen Zuge nach Frankreich während der Ausschiffung den Tod gefunden haben sollte, an dem walisischen Strande von Rhos entdeckt haben. Noch heute wird in der Grafschaft Pembroke eine Örtlichkeit Castell Gwalchmai oder Walwyns Castle genannt.

In Deutschland ward der Held hauptsächlich durch Wolfram von Eschenbach bekannt, welcher seiner französischen Quelle folgend den Gawan als die Blüthe weltlichen Ritterthums dem nach höherem geistlichen Ritterthum ringenden Parzival gegenüber stellt, und eine große Reihe von Abenteuern Gawans schildert. Heinrich von dem Türlein hat dann in seinem langen und langweiligen Gedicht „die Krone," das theils auf Übersetzung aus französischer Quelle theils auf eigener Erfindung beruht, von Herrn Gaweins Geschichten erzählt. Außerdem besitzen wir das Bruchstück eines Walewein.

Auch in den Niederlanden, das ist in Flamland und Brabant, die in jenen Zeiten die gesammte geistige Kraft Niederdeutschlands besaßen, fanden die Walweinabenteuer empfänglichen Boden; und hier finden wir, abgesehen von episodischen Erzählungen z. B. im Lancelot und Fergut, einen trefflichen Roman von Walewein, an dessen Hand wir unsern Streifzug in das alte Land ritterlicher Romantik machen wollen.

Dieses von Joncbloet mit reichen Beilagen herausgegebene Gedicht*) ist kein niederdeutsches Originalwerk, sondern wie fast alle Artusromane unserer Literatur Übersetzung aus dem französischen, so daß sein Lob nicht auf Rechnung des Flaming Penning und seines Fortsetzers Pieter Vostaert, sondern des unbekannten Franzosen kommt, welcher in den letzten Jahren des zwölften Jahrhunderts gedichtet haben mag.

Mit vollem Recht ist dieser Roman zu den besten seiner Zeit gestellt. Störendes Nebenwerk ist beseitigt, die vorkommenden Episoden schließen

*) Roman von Walewein, door Penninc en Pieter Vostaert. Uitgegeven door W. J. A. Joncbloet. Leiden 1846—48. 2 Theile.

p 30181

sich der Hauptgeschichte innerlich an, der Held erscheint in voller Abrundung, die Erzählung von seinem abenteuerreichen Zuge nach dem Schachbret schreitet rasch und spannend fort, es werden sittliche Motive benutzt, und Walwein bewährt selbst bei vielen Gelegenheiten sein Gefühl von Recht und Pflicht. Die übrigen Helden der Tafelrunde, und auch Walwein in manchen andern Erzählungen, zeigen wenig oder nichts davon. Es sind kräftige rohe Naturen, die ihr Gelüst treibt, so weit das Vermögen reicht, und die durch das ritterliche Gesetz allein einen Schimmer edlerer Empfindungen erhalten; sowie die Regeln des geselligen vornehmen Verkehrs die einzigen Fesseln um die freie Bewegung dieser Ritter und Damen legen. Solche Figuren der Poesie sind aber Wiederspiegelungen der lebendigen Menschen der Zeit, die gewaltthätig durch ihre Jahre stürmten, bis der Tod sie in der Blüthe brach oder irgend ein gewaltiger Schlag sie betäubte, worauf die Kirche ihren Arm um die zerknirschten legte.

Die Geschichte Walweins fasse ich nach dem niederländischen Gedichte gedrängt zusammen. Was den Franzosen, Engländern und Deutschen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts glaublich erschien, ist es für uns nicht, und was sie in Spannung erhielt, zieht uns, falls es nicht rein menschlich ist, kaum noch an. Aber jede Zeit muß aus und an sich begriffen werden.

Als König Artus einmal in seiner Halle zu Carlion saß, kam ein köstliches Schachbret zum Fenster herein geflogen, setzte und breitete sich auf dem Fußboden aus, und flog dann wieder hinaus. Der König rief: „Wer mir dieses Schachspiel bringt, soll Erbe sein meines Landes und meiner Krone!“ Die Herren schwiegen alle. Da sprach Artus, er wolle, falls kein Ritter es wage, selbst nach dem Spiele ausreiten, und nun ließ Walwein seinen königlichen Oheim das Gelöbniß wiederholen, rüstete sich und sagte: „Finde ich das Spiel in einem Lande, so liefere ich es in Euere Hand oder ich bleibe dabei todt, des helfe mir Gott!“ Er stieg auf sein gutes Roß Gringolette, segnete sich mit der rechten Hand und nahm Urlaub vom König und allen Herren, und alle, nur der höhnische Keie nicht, wünschten ihm aus den Fenstern und von den Zinnen gutes auf den Weg. „Herr Walwein, Gott möge Euch ge-

leiten! meine Augen müssen von Euch scheiden, ich kann Euch länger nicht mehr sehen!" sprach Artus und wandte sich um.

Der Ritter reitet dem Schachspiel, das wie ein Schmetterling vor ihm herfliegt, immer nach. Es verschwindet in einem Berge. Als Walwein traurig davor hält, öffnet sich der Berg und er reitet hinein. Aber hinter ihm schließt es sich und er ist in dunkler Höhle allein; mit Niemand kann er sprechen als mit den Steinen, Schande wegen des Verlustes des Schachs und ruhmlosen Tod sieht er vor sich: gegen Hundert wolle er mit Schild und Speer kämpfen, aber hier müsse er ohne Schlag und Stoß sterben. Er betet, segnet sich und führt sein Roß vorwärts, bis er endlich den Tag von fern schimmern sieht. Allein da liegt ein Drachennest im Wege; Walwein erschlägt die junge Brut. Dann reitet er auf Gringolette weiter, bis er in der letzten Felsenspalte auf den alten Drachen trifft, der nach Nahrung ausgefahren war und nun zurückkommt. Glücklich durchsticht ihn der Ritter, wie er ahnungslos hereinschlieft: aber der Kampf wird auch mit dem sterbenden hart, dessen Feuerhauch ihn verbrennt und dessen Schwanz ihn umschnürt. Noch von des Todten Windungen umfaßt, droht ihm elendes Sterben, bis er seinen Dolch, die misericorde, frei macht und sich aus den grausen Fesseln herausschneidet. Dann gelangt er wieder an frische Luft.

Aber er steht nun auf einem Felsenabsturz über einem Flusse, und kein ander Ausweg bleibt, als auf seinem guten Rosse den Sprung in das Wasser zu wagen. Er gelingt. Zwar ermattet Gringolette in langem schwimmen, dennoch arbeitet sie sich an das Land und Walwein kommt endlich vor eine Burg.

Er tritt ein, sieht den königlichen Hausherrn und seinen Sohn an dem wunderbaren Schachbret sitzen, wird artig empfangen und Roß und Reiter werden zur Ruhe geführt, deren beide bedürfen. Entkleidet und von zwei Knappen gebadet, beschreitet Walwein ein herrliches Bett aus Gold und Elfenbein gebaut. Vier goldene Engel stunden daran, die lieblich zum Schlafe sangen; jeder hatte einen Saphir und Jachant in der einen Hand, in der andern einen Karfunkel, der die Nacht zum Tage machte. Aber das wunderbarste war, daß wer zerhauen und zerschlagen eine Stunde in diesem Bette schlief, völlig geheilt erwachte. Das kam dem von dem Drachen verwundeten Walwein zu gut.

Während er schläft, wird die zerrissene Ringbrünne ausgebessert und das Essen bereitet. Man bringt ihm weißseidene Unterkleider, neue Schuhe und Strümpfe, einen rothscharlachenen Surcot mit Hermelinfutter, und Wasser mit Handtuch. Dann erscheinen der König mit dem Sohne und sechs Rittern und erkundigen sich nach seinem Befinden. Walwein wird zu Tisch geführt: er sitzt neben dem Könige an goldener Tafel, die Grafen und Herzöge essen an einer elfenbeinenen, die Ritter an einer von Bein, die Knappen an einer marmorenen. Auf goldenen Kandelabern brannten Fackeln, alle aßen, tranken den kühlen Wein und waren fröhlich. Man sah aber keine Frauen und Walwein nahm des Wunder.

Da sprach der König: „Wäre es Euch genehm, so wüßte ich nun gerne Euern Namen." Und der Gast antwortete: „Walwein heiße ich. Wäre es Euer Wille, so wüßte auch ich gern, wohin ich kam." Der König sprach: „Herr Walwein, Ihr seid in das Wunder gekommen, ich selbst heiße König Wunder." Der Gast bezeichnet es als das größte Wunder, daß er weder Frau noch Jungfrau noch Königin sehe: und der Wirth thut ein Fenster in der Wand auf und läßt Walwein in den anstoßenden Saal blicken, wo die Königin mit ihrem Frauenzimmer bei Tafel sitzt. Solches sei ihr Wille.

Nach aufgehobenem Tischtuch, als nach vornehmer Sitte die Becher umgingen, sagte Prinz Alydrisunder: „Herr Walwein, ich hörte gern, weshalb Ihr in das Wunder kommt? Kamt Ihr zu reiten oder turnieren oder ein Abenteuer zu suchen, begehrt Ihr gutes oder übles? Ihr könnt alles hier finden; doch freuen würde sich der König, wolltet Ihr allzeit hier bleiben." „Gott lohne Euch das schöne erbieten!" sprach der Gast. „Ich bin ob des Schachspiels gekommen, das ich vor Euch stehn sah." Und er erzählt den Anfang seiner Fahrt. Der König Wunder sagte: „Hättet Ihr das Schach gefangen, so wärt Ihr großem Ungemach entgangen. Ihr erhaltet es nicht von mir, wenn Ihr nicht kieset, was ich Euch zur Wahl vorlege. Mit Speer und Schild sollt Ihr es mir abgewinnen!"

Höflich wies Walwein dies ab; ihm zieme nicht, Güte und Ehre, die er empfangen, mit den Waffen zu vergelten. Lieber liege er vierzig Tage im Kerker, wo ihn Sonne noch Mond bescheine, als daß er solches Laster auf sich lade. Da sprachen all die hohen Leute: „Ihr redet wie

ein guter Mann." Der König aber sagte: „Wollt Ihr das Schachspiel in höfischer Art gewinnen, so soll es Euch zu Gebot stehn. Fahrt aus nach dem Schwert mit den zwei Ringen, das der mächtige König Amoran in seiner Burg hütet! Wenn Ihr mir das bringt, so will ich Euch das Spiel geben."

Walwein verheißt es zu unternehmen, wenn ihm ein neuer Schild und Speer gegeben werde; die seinigen verlor er im Drachenkampfe. Am nächsten Morgen verläßt er das Schloß. An der Brücke wartet sein ein Knappe, der ihm Gringolette, Speer und Schild übergiebt, und unser Ritter reitet nun in das Abenteuer von dem Schwert.

Bei Sonnenaufgang kommt er in einen Wald, darin die Vögel schön singen und eine Stimme laut klagt. Der jammernde ist ein schöner Knappe auf elendem Gaule, der unserm Helden erzählt, er sei auf dem Wege zu König Artus gewesen, ihn um den Ritterschlag zu bitten. Denn er habe den Mörder seines Bruders zum Zweikampf gefordert, und könne sich nicht stellen, wenn er nicht vorher Ritter geworden, weil nach Landesbrauch kein Serjant gegen einen Chevalier fechten dürfe. Nun sei er in die Gewalt eines bösen Zöllners gefallen, der ihm Waffen und Roß genommen und dafür diese Mähre gegeben habe. Ihm sei Schande und Schade nun sicher. Da leiht Walwein ihm das eigene gute Roß und heißt ihn zu Artus eilen. Darauf geht er zu Fuß weiter bis er den Zöllner trifft, der auch von ihm die Waffen verlangt. Im Kampfe siegt er, besteigt das Roß des getödteten, überspringt auf demselben die Pforte der Burg, worin die Wegelagerer hausen und macht darin alles lebendige nieder.

Jener Knappe kam glücklich nach Cardol und erhielt den Ritterschlag. „Von heute an denkt immer an die Ehre und strebt nach Tugend, wohin Ihr kommt! beschützet Wittwen und Waisen und alle, die in Gefahr sind, und setzt Euer Leben für sie ein!" so sprach Artus, als er ihm das Schwert umgürtete. Darauf eilte der neue Ritter zu dem angesetzten Zweikampf.

Walwein war auf einen Berg gekommen und sah viele Gewaffnete auf eine Burg zueilen. Von einem des Weges reitenden Knappen hört er, es sei des Königs Amadis Burg, vor der ein berüchtigter Ritter gegen einen jungen Serjant fechten solle, der zu König Artus gefahren sei. Walwein beschließt der Dinge in Entfernung zu warten.

Die Stunden vergehen, der Tag ist weit vorgeschritten und der geforderte Ritter harrt noch immer vergebens des Gegners. Er verlangt schon entlassen zu werden. Da nach der Vesperzeit sprengt der neue Ritter auf schäumendem Rosse heran und stellt sich zunächst seinem Lehnsherren, dem König Amadis vor. Dem von allen Freunden verlassenen gelobt dieser, wenn es noth thue und das große Gefolge des Gegners sich einmische, zu Hilfe zu kommen. Der Zweikampf beginnt, erst mit den Speeren, dann mit den Schwertern. Das Glück neigt sich dem Rächer des Bruders zu, er spaltet dem mörderischen Widersacher den Kopf. Aber als er fällt, stürzen sich dessen Freunde auf ihn und es scheint um ihn geschehen. Da bricht Walwein aus seinem Versteck hervor, er macht dem bedrängten Luft und thut gewaltige Thaten. Doch die Feinde mehren sich und die zwei stehen im ungleichsten Kampfe. Da heißt Amadis die Seinen sich waffnen, sie sprengen aus der Burg auf den Anhang des gefallenen Ritters und es kommt zu einem hitzigen Gefecht. Der König geräth in arge Bedrängniß, aber Walwein bemerkt es und fährt mit festgebundenem Helm wie ein Falke unter wilde Gänse. Die Mannen des Amadis fassen neuen Muth und der Sieg fällt ihnen endlich zu. Wer von den Feinden nicht erschlagen ist, wird gefangen und der Rest flieht. In Freuden führt der König den Herrn Walwein und den Lehnsmann in die Burg. Am nächsten Morgen schon reitet unser Held weiter, ungeachtet der lebhaften Bitten seines Wirthes, denn ihn treibt es, das Abenteuer weiter zu suchen.

Durch Wald und Heide, über Berg und Thal gelangt er nach manchem Tage an den Strand der See. Auf einer Insel erblickt er ein Felsenschloß, bei der Ebbe entdeckt er eine Furt und kommt glücklich hinüber. Er findet die Ritter beim Schach- und Bretspiel, andere schlagen Ball oder werfen den Stein vor dem Schloß. Höflich wird er empfangen und der Knappe, der ihm zum Dienst gegeben ist, nennt ihm den Namen der Burg: es ist Ravenstein, das Schloß Königs Amoran.

Der König sitzt zwischen zwei Jungfrauen unter einer Linde, vor ihm üben junge Ritter allerlei Spiele. Walwein geht auf ihn zu; da steht Amoran auf und alle Ritter rufen: „Herr, seid willkommen! keine Rose auf dem Stock blüht so vor den Blumen wie Walwein vor allen Männern!“ und der König spricht: „Große Ehre widerfährt mir, daß

Ihr zu meinem Hofe kommt, Herr Walwein. Gott sei des gebenedeit!" „Gott lohne es Euch, Herr," antwortet Walwein, „wenn Ihr in gutem Willen zu mir sprecht." Der König betheuert es, nimmt seinen Gast bei der Hand und hinter ihnen schreiten die Barone zu dem Saale. Wie neugierig blickten die Jungfrauen auf den berühmten Helden, dessen Schönheit kein Mann erreichte!

Nachdem sie die Hände gewaschen und sich gesetzt hatten, kamen köstliche Gerichte auf die Tafel. Dann wurden die Laken abgenommen, laues Wasser zur Handwaschung gereicht und Wein herumgegeben. Da beantwortete auch Amoran Walweins Frage, woher er ihn kenne. Auf seiner Brautfahrt vor zehn Jahren nach der Königstochter von Irland, deren Seele jetzt bei Gott sein möge, sei er an Artus Hof gekommen. Bei seiner Abfahrt sei Walwein, den man ihm als der Abenteuer Vater gerühmt, mit Idier, Lancelot und Iwein zum Thor hereingeritten; von da kenne er ihn noch. „Gott selbst", fährt Amoran fort, „schickt Euch zu mir, niemand als Ihr kann mir helfen." Darauf versichert ihm Walwein seines guten Willen, und der König gesteht ihm seine heiße Liebe zu einer schönen Jungfrau; gelobe er ihm, dieselbe zuzuführen, so wolle er ihm sogleich das Schwert mit den zwei Ringen schenken, nach dessen Besitz König Wunder und dessen Sohn Alydrisunder mit allen Listen trachteten. Das Schwert wird gebracht in ein Seidentuch geschlagen; Apfel, Griff und Scheide sind von rothem Golde, der Riemen ist eine kostbare Seidenborte mit Goldbeschlag. Walwein wünscht die Klinge zu sehen; aber der König zögert, da er weiß, daß das Schwert jeden durchhaut, der es unwürdig blank schaut. Endlich entblößt Amoran es halb; da springt es wie ein lebender Mensch heraus und beugt sich vor Walwein zur Erde. Walwein thut nun das Gelübde und der König nennt den Namen der Schönen, die er begehrt: es ist Isabelle, Tochter des Königs Assentin, die ihr Vater in sehr starker Feste unter gewaffneter Hut hält. Schöner sei sie als die Göttin Venus, schöner als Olympias die Kaiserin von Rom, schöner als Helene und Torabene, als Virginie und Barbeline, als Isalde von Irland und Isalde mit der weißen Hand. „Will Euch Gott vergönnen, daß Ihr mir die Jungfrau bringt, dann seid Ihr quitt gegen mich und Schwert und Gelübde habt Ihr gewonnen."

Bei Tagesgrauen reitet Walwein auf Gringolette, von dem Schwert mit den zwei Ringen umgürtet, dem neuen Abenteuer entgegen. Er hat sich beim Ausritt gesegnet und in den Schutz Gottes und seiner heiligen Mutter empfohlen. Wie ein Vogel fliegt sein gutes Roß, und mehr als zwölf Meilen ritt er schon durch Hag und Wald, drinnen es nicht geheuer war. Da kommt er an einen breiten tiefen Strom, drüben reitet ein Ritter, roth sind seine Waffen, sein Schild, sein Fähnlein am Speer; neben ihm reitet ein Mädchen in grünem Seidenkleide, lange gelbe Flechten hangen über ihre Schultern, sie sind aufgelöst und zerzaust, das Kleid zerrissen, und mit einer Geisel schlägt der Ritter sie fortwährend, daß Hals und Wangen bluten. Sie ruft Walwein um Hilfe an; er fordert den Bösewicht auf, die Mißhandlungen zu lassen, aber seinen Worten wirft jener nur Hohn entgegen. Nirgends zeigt sich eine Brücke oder Fähre. Da wagt Gringolette durchzuschwimmen, drüben trocknet Walwein das gute Thier mit seinem Rockschoße ab, sieht die Riemen nach, macht sich kampffertig und jagt dem rothen Ritter nach. Es kommt erst zu heftigem Wortwechsel, dann zu rittermäßigem Kampfe. Wie zwei Pfeile vom Bogen schnellen, so schießen sie auf einander los. Die Speere zersplittern, die Rosse stürzen, sie selbst stehn fest auf den Füßen und greifen zum Schwert. Das Schwert mit den zwei Ringen thut seine Pflicht, mit gespaltenem Kopf stürzt der Gegner nieder. „Dank habt, edler Ritter!“ ruft nun das Mädchen, „ich will Eure Magd sein. Ihr habt mich an dem Bösewicht gerächt, der mich mißhandelte und heute meinen Bruder erschlug und statt der Sühne mir Schläge gab.“

Walwein band dem Feinde den Helm ab, holte Wasser und labte ihn. Er kommt noch zum Bewußtsein und beichtet reuig seine vielen Sünden. Da übt Walwein Christenpflicht: er gewinnt für den Frevler, der einen Halm in der Hand darum fleht, die Vergebung des mißhandelten Mädchens, und er reicht ihm dann statt der Hostie einen Brocken Erde unter seinem rechten Fuß hervor. Dann gelobt ihm Walwein, ihn in geweihter Erde zu begraben, und der rothe Ritter stirbt.

Unterdessen sind die drei Freunde desselben herangekommen, welche unser Held schon vorher von weitem gesehen und vor denen ihn der sterbende gewarnt hatte. Ein heißer Kampf beginnt und endet mit Walweins Siege; auch hier bewährt sich das Zauberschwert. Dem dritten

schenkt er das Leben, nachdem er auf den Schwertgriff ihm geschworen, fortab ein ritterliches Leben zur Ehre der Kirche und zum Schutz der Wittwen und Waisen zu führen, sowie die drei Jungfrauen, welche er und seine Genossen geraubt, den ihrigen zurückzubringen.

Eine Meile von dieser Wahlstätte ist die Burg des Oheims des befreiten grünen Mädchens. Dort herrscht großer Jammer um die entführte Jungfrau und den erschlagenen jungen Herrn. Freude aber naht, als die vermißte mit ihrem Retter einreitet. Aber dessen Rast dauert wenig Stunden; trauernd sieht das Mädchen ihn scheiden, den Pflicht und Gelübde ruhlos weiter treiben.

Walwein reitet zu dem rothen Ritter; vor Mitternacht kommt er hin. Ihm ist als sähe er Lichter dort brennen und höre Kyrie eleison singen. Aber es verschwindet und verklingt, als er naht. Er steigt ab, stößt den Speer in die Erde und bindet sein Roß daran, und zieht mit seinem Schwert einen Kreis um den Todten. Dann setzt er sich, die nackte Waffe über den Knieen, und betet Paternoster und Credo und empfiehlt des Leichnams Seele dem heiligen Erzengel Michael. Mitternacht ist da. Es kommt mit Lärm und Gekreisch, mit Händeschlagen und Jammern. Stimmen rufen wehe über verlorenes Leben und klagen über die Eltern, welche sie schlecht erzogen. Dann kommen Teufel mit Haken, fassen die Leichen der beiden in ihren Sünden gefallenen und spielen Ball mit ihnen. Walwein befiehlt sich Gott und unsrer lieben Frau und segnet sich mit dem Kreuz des Schwertes. Da fliehen die Teufel lärmend nach Nordost und rollen die zwei Leichen mit sich fort. Endlich springt der Tag aus dem Himmel und unser Held dankt Gott für seine Rettung, legt den rothen Ritter über sein Pferd und reitet zur nächsten Kapelle, läßt den Priester eine Messe für die arme Seele singen, wobei er ministrirt — denn er war sieben Jahre zur Schule gegangen und konnte lesen — und bestattet dann die Leiche. Drauf reitet er weiter, die schöne Isabelle zu suchen.

Der Weg geht durch Heide und Wald und mehr Ungemach, als ich erzählen kann, kommt über den Helden. Eines Tages gelangt er zu einem Flusse, drüben im andern Lande steht eine Burg, zu der es ihn lockt. Aber die einzige Brücke, die er findet, ist eisern und schärfer als ein Schermesser, und als er, um die Tiefe zu messen, seinen Speer in

das klare Wasser stößt, brennt der Schaft. Er hält es für Elbentrug und Zauberei und versucht es von neuem; aber der Speer lodert auf, und als das Wasser empor spritzt, wäre er und sein Roß fast verbrannt. Dann fließt das Wasser wieder hell und unschuldig hin.

Walwein denkt, daß seine Sünden schuld an dem Hindernisse seiner Fahrt seien, und er bittet den reichen Gott um Gnade. Nimmer, so geht ihm durch den Sinn, werde er an Artus Hof zurückkehren können, und wie werde Keie höhnen, daß ihm diese Fahrt mißlinge! Aber er sagt sich, der Jammer könne nichts nützen, und besser werde es um kein Haar. Drum läßt er den Kummer fahren und reitet frisch auf eine Linde los, die in einem ummauerten Hofe steht. Schöne Blumen blühen in dem Garten, Rosen, Akleien, Veilchen, Lilien und duftende Kräuter; er führt sein Pferd hinein, bindet es an den Speer und legt sich in das Gras schlafen, möge auch geschehen was wolle. „Trübes Herze schläft gern."

Wie er schläft, kommt ein Fuchs geschlichen, trägt leise das Schwert mit den zwei Ringen fort, führt das Roß hinweg, kommt und nagt an dem Halsberg daß viele Ringe herausfallen, und zersplittert den Schild in kleine Spähne. Da erst erwacht Walwein, packt den Fuchs im Zorn wie er den Schaden sieht, und da spricht dieser mit Menschenstimme und bittet um sein Leben. Walwein verlangt zunächst zu wissen, wie er in einem Fuchsfell stecke, da er Menschenstimme habe, und der Fuchs erzählt ihm sein Schicksal.

Elf Jahre wohne er schon unter der Linde in diesem Garten, den er anlegte; so lange sei er schon zum Thiere verwandelt. Er heiße Roges, Sohn des König Roges von Isike. Seine Mutter habe ihn in aller Kunst der Ritterschaft und des Frauendienstes unterrichtet, aber sei ihm zu früh gestorben. Der Vater habe ihn darauf in ein fremdes Land geschickt und nach dem Rath seiner Barone wieder geheirathet. Nach einem Jahre sei er an den Hof zurückberufen und von der Stiefmutter mit Auszeichnung empfangen worden. Aber sie suchte ihn bald zu unrechter Liebe zu verführen, und als er sie zurückwies, bezichtete sie ihn der Gewaltthat. Der Vater wollte ihn sofort tödten lassen, doch sein Oheim erbot sich, die Strafe an ihm zu vollziehen, und da die Stiefmutter fürchtete, er solle damit gerettet werden, verwünschte sie ihn

in einen Fuchs, der er bleiben müsse, bis er den König Wunder, dessen Sohn Alydrisunder, Herrn Walwein und die Tochter des Königs Assentin zusammengesehen habe. Alene jedoch, der verstorbenen Mutter Schwester, verwünschte dafür die Königin in eine Kröte. Als solche müsse sie unter ihrer Schwelle, gestoßen und bespien, hocken, bis Roges erlöst sei. So ward er zum Fuchs und die Stiefmutter zur Kröte.

Der Fuchs erzählt darauf, wie er zunächst Herrn Walwein gesucht habe, aber vergebens; und bittet ihn zu sagen, ob er von demselben etwas wisse. Und als unser Ritter, um den Fuchs zu versuchen, auf sich selbst schilt, so tritt Roges so eifrig für ihn ein, daß Walwein sich ihm entdeckt. Er hört nun auch, daß der Fluß das Wasser sei, worin die sündigen Seelen von ihren Flecken gereinigt würden, und daß die scharfe Brücke der Pfad zum Himmel sei. Darauf bringt ihm der Fuchs neuen Speer und Schild und Halsberg mit dem üblichen Wunsche: „Spart diese Waffen nicht wo Ihr sie führen müßt! seid allzeit stolz und kühn!“ und fragt weiter, was er nun begehre. „Über diesen Fluß will ich,“ spricht Walwein. Roges schildert ihm die Gefahren; als aber der Ritter bei seinem Willen besteht, führt er ihn an das Ufer, öffnet eine Fallthüre in die Erde und heißt Walwein hinabsteigen. Derselbe fürchtet zuerst Verrath: als aber der Fuchs seine Treue beschwört, tritt er in das finstere Erdloch. Roges faßt ihn am Rock, läuft voran und bringt ihn glücklich jenseits des Flusses wieder an das Tageslicht. Vor der nahen Burg nimmt der Fuchs segnenden Abschied; er darf ihn nicht weiter begleiten.

Assentins Schloß ist sehr stark befestigt: vor der Hauptburg liegen sechs Höfe, jeder von Graben und Mauer umschlossen und nur durch eine einzige Pforte über der Zugbrücke zugänglich. Jeder Zugang ist mit einer starken Wache besetzt. Aber zu Walweins Glück versieht man sich keines Überfalls und geht eben zum Abendessen. Das Gangpförtchen (wicket, französ. guichet) des ersten Thors ist nicht verriegelt, und Walwein tritt mit gezogenem Schwerte ein. Sofort bemerkt man ihn, die Wächter stürzen aus dem Speisesaale heraus und heißen ihn sich entfernen, und als er erklärt, er habe Lust, hier Nachtherberge zu nehmen, beginnt der Kampf. Walwein siegt, er treibt die flüchtigen an das zweite Thor; die Hüter desselben wollen den gefährlichen Ein-

dringling bezwingen helfen, aber es gelingt nicht und der Held dringt auch durch die zweite Pforte. Der Mond war untergegangen, die Dunkelheit begünstigte ihn, die Verwirrung wuchs, die Burgleute meinten eine ganze feindliche Schaar eingedrungen und so kam er bis zu dem sechsten Thor. Hier aber war ihm Halt geboten. Die Hüter dieses öffnen den bestürzten flüchtigen Genossen nicht; was nicht unter Walweins Schwerte fällt, springt in den Graben und findet hier den Tod; allein er selbst gelangt nicht weiter. Da betet er zu Gott unserm Herrn und zu Sanct Michael für die Seelen der gefallenen, bittet Gott um Vergebung der Sünde, die er hier gethan und dankt zugleich für die besondere Ehre, die er erstritt. Sehr müde, unangefochten geht er zu der fünften Pforte zurück, wo in einem Saale das Essen der aufgeschreckten Wache steht. Er versperrt die Thüre, entwaffnet sich, untersucht die Ringe seines Halsberges, die er alle ganz findet, wäscht die Hände, setzt sich zu Tische und schläft dann fest, bis der Tag aus dem Himmel springt und die Lerche singt.

Da erwacht er von dem Lärme gewaffneter: es sind die Hüter des Thores, die hinausziehen, um nach den Feinden zu suchen, die den Überfall gethan haben. Als sie vorüber gegangen, setzt sich Walwein zu Tische — wer weiß, wann er wieder Speise und Trank aufgetragen findet? — dann waffnet er sich, tritt in den Hof und schließt das innere Thor zu. Als jene von dem vergeblichen Streifzuge zurückkommen, sind sie ausgesperrt. Aber Walwein hat drinnen des Kampfes genug. Er wird von der Besatzung der hinteren Thore angegriffen und ficht, den Rücken durch eine Mauer gedeckt, würdig des vorigen Tages.

In der Hauptburg ahnte man die Ereignisse dieser Nacht nicht. Des Königs Tochter Isabelle erzählte aber ihrem Vater einen seltsamen Traum: aus fernen Landen war ein Ritter mit einem Jungfrauenkopf gekommen, sein Waffenrock war ein Leopardenfell und er führte in der Hand eine feuerspeiende Schlange, die unter den Burgleuten gewaltig wüthete. Der König hatte den Traum auf einen kühnen Helden gedeutet, der auf Abenteuer auszieht und ein treffliches Schwert führe. Die Tochter warnt den Vater vor ihm und erinnert ihn dann an sein Versprechen, ihr eine Bitte zu erfüllen, wann sie dieselbe thue. Assentin bestätigt dasselbe. Darauf entfernt sich Isabelle und der König hat sich mit seinen

Baronen zum Imbiß gesetzt, als ein Bote hereinstürzt und ruft: „Steht auf vom Tisch, hoher König! Eure Burg ist belagert, ein Ritter ist schon eingedrungen und die Hälfte der Euren liegt erschlagen!“ Da springt Assentin auf, waffnet sich und eilt mit seinen Rittern hoch zu Roß dorthin, wo Walwein wie ein Löwe ficht. Mit eingelegtem Speer reitet der König auf ihn ein, um ihn zu durchstechen; aber jener durchschlägt den Stich. Bei dem gewaltigen Hiebe fährt ihm jedoch das Schwert mit den zwei Ringen weit aus der Hand und er steht wehrlos. Da entreißt er rasch einem Feinde sein Schwert und haut den König über den Kopf, daß er taumelt. Doch war neues Unglück dabei; die Klinge sprang am Griffe ab, und obschon der Held einen Speer ergreift und mit dem Schafte um sich haut, derselbe wird bald in sieben Stücke zerschlagen und Walwein wird gefangen und zur Burg geschleppt.

Die Königstochter hatte mit ihren Zofen von den Fenstern aus dem Kampfe zugesehen. „Freut Euch, meine Tochter!“ rief ihr der Vater zu, „kennt Ihr diesen? das ist der Ritter Eures Traumes, welcher die Schlange führte! Ich denke, daß der Traum sich zu seinem Leide verkehrte!“ „Vater und Herr,“ sprach Isabelle, „mir ist weh um Euern Schaden; und ich mahne Euch darum an das Gelöbniß, das Ihr mir thatet. Erfüllt meine Bitte und übergebt mir den gefangenen bis zum nächsten Morgen; ich will meinen Zorn an ihm rächen.“ „Jungfrau, ist das Eure Bitte?“ antwortete der König. „Man soll Frauen ihren Willen thun, kostet es auch einem Manne die Ehre. Haltet ihn aber in guter Hut!“ Vier Ritter führten Walwein in den Kerker, wo Isabella ihn peinigen wollte, daß ihm besser wäre, er läge todt; so ließ sie ihrem Vater melden.

Walwein lag in seinem Gefängniß und fürchtete nicht den Tod. Er war in heftiger Leidenschaft für die schöne Fürstin entbrannt und sprach laut, er wolle gern sterben, könne er sie nur einmal noch sehen. Wäre er frei, er käme von neuem in die Burg, sei es zum Schaden oder Frommen. Die Liebe zu ihr halte ihn gefangen, die eine Rose sei vor allen Blumen.

Isabelle hörte die Worte durch die Wand; auch in ihr glühte die Leidenschaft, seit ihre Augen Herrn Walwein sahen. Sie befahl, den gefangenen vor sie zu führen. Er ward der Rüstung entledigt, an Hän-

den und Füßen gebunden und vor ihre Füße gelegt. Dann hieß sie alle hinausgehen, denn es zieme sich nicht, daß Männer zusähen, wenn sie ihren Zorn an dem Ritter kühle.

Das Gemach war verschlossen; Walwein lag seiner Peinigung gewärtig und sprach: „Ach schöne Jungfrau, was wird nun werden? soll ich leben oder sterben? beschließt Ihr meinen Tod, so gebe ich Euch willig meine Seele; mit süßem Schmerze will ich vor Euren Knieen verscheiden." Da sprach Isabelle: „Nicht den Tod bringe ich Euch. Wenn ich kann, so befreie ich Euch aus aller Gefahr, und ich weiß Rath dazu." Sie nahm ihn bei der Hand, band ihn los, ließ ihn aufstehn und führte ihn in eine Kammer nebenan. Schöne Geschichten waren an die Wände gemalt von Troja und von Alexander, und ein gemauerter unterirdischer Gang führte in das freie. Den Meister, der ihn gebaut, hatte Isabelle ertränken lassen.

Die schöne schlanke Fürstentochter führte Herrn Walwein auf ein prächtiges Ruhebette und erzählte ihm von sich und wies ihm den geheimen Gang. Süßer Trost und heiße Liebe war unter ihnen, aber ich erzähle Euch nichts davon. Sie hatte ihren Vater vergessen, der da glaubte, sie peinige jetzt den gefangenen, und der über die Art nachsann, wie er am andern Morgen denselben tödten solle.

Am Hofe lebte ein Ritter, der schon lange auf die Unehre der Prinzessin dachte. Durch ein Loch, das er in die Kammerwand gebohrt, beobachtete er ihr Treiben, und er kam auch jetzt und schaute ihre Lust mit Walwein. Zum König eilte er, verrieth es ihm und führte ihn vor sein Spähloch. Da schaute Assentin den Verrath seiner Tochter. Wüthend berief er seine Ritter, erzählte ihnen die Missethat und führte sie vor die Kemenate, die er mit Handbäumen zu öffnen befahl.

Isabellens Herz wollte zerspringen, als sie die Schläge hörte, und sie beschwor den Geliebten, sich durch den Gang zu retten. „Ein Schurke wäre ich, sollte ich fliehen und Euch verderben lassen. Helft mich waffnen, ich hoffe nicht ohne Kampf zu sterben!" Da brach die Thüre ein: den ersten schlug Walwein nieder, dann kämpfte er mit dem König, den er betäubte, und der dann wüthend die Ritter auf den einen Mann hetzte, der Schilde und Helme zerspaltete. Aber alle stachen und schlugen auf

ihn los; er fiel zu Boden und ward gebunden. Darauf ließ Assentin seine Tochter fesseln und beide in getrennte Kerker werfen.

Da lagen sie in heißer Sehnsucht nach einander und in Erwartung des Todes. Isabella dachte: man wird mich lebend begraben oder im Feuer verbrennen, und Walwein sprach: ich werde hier gehängt oder auf das Rad gelegt.

Sie klagten bis zur Mitternacht; und als diese kam, erschien der Geist des rothen Ritters und sprach zu Walwein: „Seid ohne Furcht, ich werde Euch befreien. Ich bin der rothe Ritter, den Ihr tödtetet wegen seiner Missethat an einer Jungfrau. Ihr stundet mir im sterben christlich bei und begrubt mich, darum will ich Euch erlösen.“ Walweins Ketten zersprangen und er ging mit dem Geiste zu Isabelle, die ebenfalls frei ward, denn alle Schlösser und Bande sprangen vor dem Todten auf. Walwein fand seine Waffen, auch das Schwert mit den zwei Ringen lag noch im Burghofe im Grase, denn Niemand hatte es anfassen können. Darauf rüstete sich Walwein rasch, führte das beste Roß aus dem Stalle, schwang sich und die Jungfrau hinauf und mit schlagenden Sporen ritten sie zur Burg hinaus, der Todte immer voraus. Am Flusse stiegen sie ab, der rothe Ritter ging in den unterirdischen Gang voran und brachte das Paar drüben bei dem Freithofe des Flusses heraus. „Nun bleibt in Gottes Geleit! ich habe nicht Erlaubniß, länger bei Euch zu bleiben!“ so schied der Todte, von Walwein bedankt, und der Fuchs kam und grüßte sie mit lauter Freude. Isabelle aber wunderte sich, daß ein Fuchs auch sprechen könne.

Walwein trieb zum Aufbruch. Roges brachte die getreue Gringolette, der Ritter setzte Isabellen darauf, sprang dahinter und das Roß griff aus; der Fuchs lief voran. Als die Sonne aufging, kam ein junger Ritter entgegen, den Walwein höflich grüßte. Aber jener sah ihn höhnisch an und dankte nicht; als er aber vorüber war, kehrte er sich um und rief: „Pfui! daß ich diesen Hörnerträger vorüber lasse mit seiner Dierne! er muß mir sie geben oder es geht ihm an das Leben!“ Gemessen erwiderte ihm Walwein was sich ziemte; aber der andre reizte ihn weiter und nun drohte ihm unser Held, mit ihm zu spielen wie Isengrim mit den Schafen. Der Zweikampf hebt an; der Jüngling ist stark und gewandt, Walwein vertheidigt sich mehr als daß er angreift. Aber als er

sieht, daß ihm der andre an das Leben will, haut er ihn nieder, und da er nicht um Gnade bitten mag, schlägt er ihm den Kopf ab. „Der Leichnam fiel zur Erde todt, die Seele fuhr da Gott gebot.“

Walwein hebt Isabellen auf des gefallenen Roß und sie reiten weiter. Der Abend kommt, nirgends erscheint eine Burg oder ein Haus und sie reiten im finstern, bis der Mond heraufsteigt. Da erblicken sie ein Zelt und darinnen an der Tafel einen vornehmen Herrn mit vielen Rittern. Walwein hungert stark, und obschon Isabelle gern weiter gefahren wäre, steigen sie ab und gehn, er zwar gewaffnet aber mit abgebundenem Helme, hinein und begrüßen den Herrn. Um aller Ritter und aller Jungfrauen Ehre bietet der Herzog den nächtlichen Gästen Bewirthung, Walwein legt Schwert und Schild ab und sie setzen sich nach der Handwaschung an den Tisch. Der Herzog wundert sich eben, daß sein Sohn noch nicht heimgekommen sei, da erschallt draußen Weheruf und auf zwei Saumthieren bringt man einen zerhauenen Leichnam, das abgeschlagene Haupt dabei. „Hilf Gott vom Himmelreich!“ spricht Walwein bei sich, „das ist der Ritter, den ich auf der Heide tödtete!“

Der Herzog brach in lauten Jammer um den erschlagenen Sohn aus und küßte das blutige Haupt; die Wunden aber des Leichnams begannen zu fließen. Da riefen die Leute: „Der ihn schlug, ist hier innen! Niemand ist es als der fremde Gast! wer sonst hätte es gethan?“ Und Walwein bekannte, daß er den Jüngling tödtete, nicht jedoch wie ein Mörder, der er gescholten werde, sondern in ritterlichem Zweikampf, zu dem ihn der junge Herr zwang. Der Herzog heißt ihn und seine Freundin fangen. Wehrlos steht er der tobenden Menge gegenüber, die mit Schwertern und Spießen, mit Bänken und Schragen auf ihn eindringt. Er entreißt zwar einem Manne Schwert und Schild und haut manchen nieder, der Fuchs springt wüthend unter den Haufen und beißt und kratzt, aber der Held muß unterliegen und wird an Händen und Füßen gebunden. Isabellen wäre es noch ärger ergangen, hätte nicht ein edler Mann bei aller Frauen Ehre geboten, sie nicht zu beschimpfen.

Da ward nun das Paar in Eisen geschlagen und in einen tiefen Thurm gelegt, den die See bespülte; ihr Tod ward nur verzögert, weil der Bruder des getödteten dazu geholt werden sollte. Es war naß und kalt im Kerker und der Hunger quälte die gefangenen. Der Kerkermeister

war ein schlechter Kerl, der sie schimpfte und höhnte und mit einem Stocke hieb, bis Walwein in gewaltigem Grimm seine Ketten durchriß und ihn erschlug. Er nahm dem Todten die Schlüssel und das Schwert, und als die Nacht kam, gelang die Flucht, denn Knechte und Ritter waren trunken und schliefen, die Thore schlossen die Schlüssel und in dem Saale fand er noch das Schwert mit den zwei Ringen. Im Stalle kam auch der Fuchs voll Freude zu ihnen, Gringolette riß sich los, da sie ihren Herrn sah, Walwein sattelte einen Zelter für Isabelle und hinaus ging es durch das Burgthor in die Freiheit. Da galt es kein verweilen, denn harte Verfolgung war gewiß. Einen Knappen, der des Weges zog, fragten sie um die Straße nach Ravenstein; er rieth ihnen an die Küste zu reiten und dann zu Schiff zu gehen, dann seien es nur zwanzig Meilen; zu Lande wohl sechszig. Sie folgten dem guten Rathe, und mit günstigem Winde kamen sie noch vor Vesperzeit nach Ravenstein. Hier vernahm Walwein den Tod des Königs Amoran. „Gott möge seine Seele geleiten!" sprach der Held und zu Isabelle sagte er: „Seht, süßes Lieb! nun ist er todt, der König Amoran. Ich hatte gelobt, ihm Euch zu bringen und Ihr hättet seine Geliebte werden müssen, wäre es nach seinem Willen ergangen." Die Jungfrau erwiderte: „Gott hat mich wohl berathen, denn ich sage Euch, hättet Ihr mich ihm gegeben, nimmer wäre ich die seine geworden."

Walwein ward mit großen Ehren in Ravenstein aufgenommen, drei Tage blieben sie dort, den vierten wurden sie von allen Rittern eine halbe Meile weit begleitet. Dann ritten sie rasch weiter und unser Held gelobte dem Fuchs, nicht eher zu rasten, als bis sie zu König Wunder kämen, denn Roges sehnte sich, wieder ein Mensch zu werden.

Der Tag war heiß, sie kamen zu einem kühlen Brunnen unter einem schönen Ölbaum; das Paar stieg ab, labte sich und Walwein schlief vor Müdigkeit ein. Isabella war in seinen Anblick versunken und küßte ihn wiederholt. Da kam wie ein Sturmwind ein schwarzer Ritter herangebraust, bückte sich vom Pferde hinunter, faßte das Mädchen, hub es zu sich hinauf und jagte mit dem Raube von dannen. Der Fuchs kratzte den schlafenden, bis er aufwachte und er ihm zurufen konnte, was geschehen sei. Da stürzte Walwein den Helm aufs Haupt, sprang, den Speer in der Hand, auf das Roß und sprengte dem Entführer nach, der

Fuchs voran. Er erreichte ihn und hätte ihn durchrannt, wenn er nicht Isabellen zugleich zu treffen gefürchtet. „Gebt mir die Jungfrau zurück! zu lange habt Ihr sie geführt. Bei der Ritterschaft! einer von uns muß sterben!“ so rief der Held im Zorn. Jener aber sprach höflich zu Isabelle: „Ich begehre Euer Ritter zu sein, schöne Jungfrau. Nicht bin ich untreu noch ein gemeiner Mensch. In Liebe brenne ich zu Euch, darum entführe ich Euch. Gern will ich Euch Buße dafür leisten. Verzeiht mir! um Euch will ich jetzt fechten.“ Walwein aber schrie: „Hier heißt es nicht freien! Zum Pfaffen will ich Euch weihen und mit dem Schwerte die Tonsur scheren!“

Darauf warf jeder der zwei sein Roß zurück und rannte mit dem Speer auf den Gegner ein. Beide trafen gut auf den Helm und beide stürzten betäubt zu Boden. Da löste Isabelle ihrem Freund die Helmbänder, daß ihn die frische Luft zu sich rufe; aber der schwarze Ritter, sinnlos noch vom Stoß (sonst hätte er solches nicht gethan), sprang auf wie ein Leopard, zog das Schwert und wollte Walwein erschlagen. Da besann sich dieser, warf den Schild dem Hiebe entgegen und fing ihn auf, obschon das Schwert ihn noch immer verwundete. Dann sprang er auf, setzte den Helm fest und ergriff sein zweites Schwert, denn er hatte geschworen, gegen keinen Christen das mit den zwei Ringen zu führen. Gewaltig gingen sie gegen einander, die Ringe sprangen aus den Brünnen, die Ohren klangen von den wuchtigen Kopfhieben und sie bluteten beide. Walwein vertheidigte sich dann nur, bis er den schwarzen ermatten sah. Da warf er den Schild zurück und führte einen mächtigen Hieb, daß der Gegner sinnlos niederstürzte. Nun hätte er sich rächen können und Isabella forderte, daß er dem Gewaltthäter den Kopf abhaue. Aber Walwein versagte es: er zog dem schwarzen Helm und Kappe (coife) ab, und da er nun sein Gesicht erblickte, stieß er sein Schwert in die Scheide und befahl es dem Teufel. Estor lag vor ihm, Lancelots Bruder. Er nahm Salben und Binden, die er bei sich führte, verband die Wunden und segnete sie mit dem heilkräftigen Steine seines Ringes, und als sich der Gegner zu regen begann, bedeckte er sein eigenes Gesicht, damit ihn Estor nicht erkenne. „Ich merke wohl,“ sprach dieser, als er aufwachte, „daß ich an einen guten Mann gekommen bin. Nirgends

fand ich solch edlen Feind, denn Ihr thut dem gutes, der Euch erschlagen wollte."

Da kam singend, einen Stock in der Hand, ein ungewaffneter Herr auf einem Zelter geritten, zwei Knappen hinter ihm. Er sah die blutenden zwei Ritter und war voll Mitleid. Ihm übergab Walwein Herrn Estor in willige Pflege. Darauf ließ er sich seine eigenen Wunden von Isabellen verbinden, die er dazu anwies, denn er verstund sich wie kein anderer darauf; und dann ritten sie weiter.

Am Abend gelangten sie zu einer schönen großen Burg; sie gehörte jenem Ritter, dem Walwein zum Ritterschlage bei Artus und zum Siege gegen seine Feinde verholfen hatte. Wie herrlich er hier empfangen ward, wäre zu lang zu sagen. Süß schlief er dort mit Isabellen und Roges. Als der Wirth am nächsten Morgen an das Fenster trat, sah er das Feld ringsum mit bunten Zelten besetzt, denn über Nacht war ein Feind vor die Burg gelagert. Der Herzog war es, dessen Sohn Walwein getödtet hatte. Er forderte den Mörder, wie er ihn schalt, heraus. Der Wirth verweigert ihn und sendet nach Hilfe aus. Nach einigen Tagen haben sich die Streiter gesammelt und es kommt zu einem blutigen Gefechte. Auf beiden Seiten fallen viele, der Wirth wird schwer verwundet, endlich gelingt es Walwein den Herzog vom Pferde zu schlagen und zu fangen. Damit ist der Kampf entschieden. Beide Theile haben großen Verlust und viel Trauer, doch erfreut den Burgherrn und die seinen die Ehre des Sieges. Walwein schenkt dem eingesperrten Herzog am andern Morgen das Leben, nachdem er ihm des Sohnes Tod verziehen und sich zum Schadenersatz gegen den Wirth verpflichtet hat.

Vierzehn Tage verweilen sie noch in Festlichkeiten auf der Burg: am dritten Tage nach ihrer Abreise kommen sie vor ein Schloß, wo viel Gesellschaft ist. König Wunder ist dort; er sitzt mit seinem Sohne Alydrisunder unter einem Baume und sieht den Spielen zu. Wie fröhlich nahmen sie Herrn Walwein in ihre Arme! Da waren nun die vier zusammen: Wunder, Alydrisunder, Walwein und Isabelle, und als der Fuchs es sah, schüttelte er sein Fell ab, seine Gestalt verwandelte sich, daß es allen das Herz bewegte, und er ward ein schöner Jüngling. Walwein dankte unserm Herrgott dafür.

Nun gab er dem König das Schwert mit den zwei Ringen und

empfing dafür das Schachspiel. Eine Freudenwoche verlebten sie auf Wunders Schloß, dann ritten sie weiter und nach einem Monat kamen sie nach Cardol an Artus Hof. Der König ging mit Rittern und Frauen seinen Neffen vor den Saal entgegen und Walwein übergab ihm das Schach. Also hatte er alle Gelübde gelöst.

Man sagt, König Assentin sei nach Cardol gekommen, seine Tochter Isabelle zu suchen und habe sie mit Freude Herrn Walwein zur Ehe gegeben. Auch König Roges von Isike kam nach seinem Sohne. Die Stiefmutter war aus einer Kröte wieder zu einer schönen Frau geworden und beklagte ihre frühere Missethat. In einem Buche aber steht geschrieben, daß Herr Walwein mit seiner Liebsten in sein Land fuhr, wo er in Ehren und hohen Würden lebte.

Bei dieser Erzählung verfolgte ich die Absicht, die Lebensart der ritterlichen Kreise durch einzelne Züge hervortreten zu lassen. Man wird gewahrt haben, wie bestimmte Formen das gesellige Leben hatte und wie feste Gesetze den ritterlichen Kampf bestimmten. Der leitende Strom durch denken und handeln jener Ritterideale ist das Abenteuer — l'aventure — das wunderbare gefahrvolle Begegniß. Wie König Artus seine tägliche Tafel nicht beenden mag, ohne ein neues Abenteuer an seinem Hofe erlebt zu haben, so dünkt jedes Glied jener Genossenschaft allein die Ausfahrt nach einem schwer erreichbaren Ziel, mag es an sich auch werthlos sein, des Lebens werth, denn Muth und Waffenkunst, Stärke und Schönheit kommen dabei zum Einsatz und gewinnen den Preis. Man hat diesen Abenteuerdurst der Ritter auf die Langeweile des einsamen Burglebens geschoben. Guizot in seiner Geschichte der Civilisation findet in der Isolirung und der Muße der großen Lehnsträger sogar den Hauptgrund der Fehden und Raubzüge des Mittelalters, denn was sie in dem stillen Innern ihrer einsamen Schlösser nicht finden konnten, hätten sie draußen suchen müssen. Die Richtigkeit dieser Auffassung unberührt, so wäre damit der phantastische Zug nicht erklärt, welcher gerade jene eigentlich ritterlichen Unternehmungen überspinnt. Dieser brach hervor, als das Abendland mit dem Morgenland zusammenstieß und die orientalische Wunderwelt vor den Augen der Kämpfer um das heilige Grab sich entfaltete; er fand Unterstützung in dem ge-

heimnißreichen Gemisch eines halb heidnischen halb christlichen Glaubens und Pflege durch die Poesie, welche sich von dem bisherigen glaubwürdigen Bericht zur Sprache des Herzens und der Einbildung aufschwang.

Der Aberglaube, der heute noch eine unmeßbare Gewalt übt, verband sich mit der Unkenntniß der Naturgesetze und der größten Glaubensfertigkeit an kirchliche Wunder. Diese Artusromane sind ritterliche Legenden, die ihren Hörern nichts stärkeres zumuthen, als die von Predigern und Malern geschilderten Heiligengeschichten. Und wie in der Legende bei ihrer Untersuchung meist ein starker mythischer Niederschlag bleibt, so gewähren auch die Ritterromane gute Ausbeute an übernatürlichen Dingen. Aus unserm Walweingedicht erinnere ich nur an die Verwandlungen in Fuchs und Kröte, ferner an die Geschichte des rothen Ritters und an den Fegfeuerfluß. Volksthümliche Sage, uralte Vorstellungen der Menschheit, geistliche Phantasiebilder mischen sich, und zu jenen Historien wäre eine ganze Auswahl von Beispielen aus der mystischen und mythischen Bibliothek zur Hand. Über die dankbaren Todten im besondern hat Karl Simrock anknüpfend an den guten Gerhard des Rudolf von Ems Mittheilungen gegeben.*)

Ein Ausfluß des Glaubens an übernatürliche Erscheinungen ist die Volksmeinung, daß die Wunden eines getödteten in Gegenwart des Mörders zu fließen beginnen. Walwein wird hierdurch dem Herzog als Todtschläger seines Sohnes entdeckt. Bekanntlich hat dieser Glaube in Deutschland, Frankreich, England und Schottland gelebt. In Deutschland entwickelte sich daraus ein Beweismittel bei der Klage auf Mord, das bis in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zur Anwendung kam. Die Volksrechte so wie die mittelalterlichen Rechtsbücher erwähnen es zwar nicht, am frühsten lernen wir jenen Glauben durch altfranzösische Epen, ihre deutschen Bearbeitungen und durch das Nibelungenlied kennen; aber dasselbe muß in diesen Ländern und namentlich auch in Deutschland uralt sein, kann nicht erst von dem Ordner der Nibelungenlieder aus dem Iwein entlehnt sein, denn sonst hätte sich nicht die Sitte des Barrechtes daraus bilden können. Rechtssitten wurzeln im Herzen und Kopfe einer Nation, nicht in poetischen Citaten.

---

*) Der gute Gerhard und die dankbaren Todten. Ein Beitrag zur deutschen Mythologie und Sagenkunde, von Karl Simrock. Bonn 1856.

Wenn wir uns auf das rein menschliche in unserm Roman wenden, so zieht die Gestalt des Helden nothwendig an. Er ist eine ideale Figur und es ist sehr wichtig, die Menschenideale verschiedener Zeiten zu untersuchen. Wie sieht dieser berühmte Walwein-Gauwain aus? Äußerlich ist er ein schöner Mann, nach der Schilderung nicht zu groß nicht zu klein, von wohlgebildeten Gliedern, breit über die Schultern, schmal in der Mitte, mit breiter Stirn und krausem Haare, hellen Augen, gerader Nase und schwellenden Lippen — denn so zeichnete man damals männliche Schönheit. Nach seinem innern Wesen zeigt das Gedicht ihn edel und tapfer, fromm und der Christenpflichten eingedenk, er hilft den bedrängten, schützt die Frauen, und vergilt boshaften Feinden mit Wohlthaten. Daß er im Kampfe siegreich ist, verlangt seine Stellung als erster der Artusritter; aber er ist nicht unbezwinglich, und er unterliegt sowohl der rohen Gewalt als er manche seiner wunderbaren Thaten dem Zauberschwerte verdankt. Der Dichter des Gauwainromans war ein maßvoller verständiger Mann, kein gemeiner Romanreimer, wie auch die Liebesabenteuer des Helden bezeugen.

Die Ritter und Damen der Artusromane gleichen ihren Nachkommen aus den Zeiten der letzten Bourbons, der Orleans und Napoleoniden. Sie leben nicht nach strenger Tugendpflicht, sondern nach ihrem Vergnügen, und je gefährlicher die Verbindungen werden, um so mehr Reiz erhalten sie. Zwar giebt es spröde Damen und vergeblich schmachtende Ritter; aber wenn nur der rechte Held erscheint, zeigt sich das Weib sehr rasch bereit, mit ihm den Becher der Lust auszustürzen. Ein französischer Gelehrter, Edelstand du Meril, hat in herben Worten den Geist der Artusromane verurtheilt; wenn er aber sagt, daß die Verderbtheit der Sitten darin zu naiv cynisch erscheine, um sich nicht als Geburt verdorbener Phantasie zu enthüllen, so bezweifle ich das. So wenig Crebillon und Diderot, Choderlos de Laclos und Dumas und P. de Kock ihre Menschen ersannen, so wenig und noch weit weniger die naiven Dichter des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Es war ein leichtfertiges Volk, das, unsicher über des Lebens Dauer, sich den Genuß des Lebens nicht durch moralische Bedenken verkürzen mochte, und außerdem war die fränkische Wildheit und die gallische Raffinirtheit noch stärker in dem französischen Blute wirksam als später.

Was in den meisten Artusromanen über das an Gewaltthat streifende rasche werben der Männer und über das unverhüllte entgegenkommen und willige hingeben der Mädchen und Frauen ohne Bedenken berichtet wird, haben die Dichter freilich erfunden, aber sie thaten es, weil es ihren Hörern aus dem wirklichen Leben gegriffen und deshalb wahrhaft erscheinen mußte. Auch Herr Walwein ist ein sehr entzündlicher und siegreicher Liebesheld, so daß nach dem niederländischen Lancelot ein Mönch ihm strafend zuruft (III. v. 2513):

ghi hebt mêr gheleghen in onsûverhêden
dan ênich ridder op ten dach hêden.

In den vielen Gedichten, die ihn nennen, genießt er der Gunst der verschiedensten Damen: bald einer Ideine, bald einer Guinloie, einer Venelaus oder einer Orgeluse, einer Antikonie oder Amurfine, einer Isabelle oder wie sie heißen. Der Bearbeiter unsers niederländischen Walwein bewährt auch hier unleugbare Zartheit und läßt die Annahme zu, daß das rasche Einverständniß zwischen dem Helden und Isabelle zu bleibender ehelicher Verbindung geführt habe. Dennoch giebt er diese Nachricht als keine ganz sichere. König Amoran hat wohl auch nur sterben müssen, damit die sittlich verletzende Abtretung Isabellens an denselben nicht eintreten durfte.

Durch alle die leichtfertigen Verhältnisse blickt aber doch wieder der ideale Frauendienst hindurch, welcher Achtung vor dem Weibe und seinen Schutz zur heiligen Pflicht macht. Wie die Anrede „bei aller Ritter und aller Frauen Ehre" zwingende Gewalt übt, so wirkt auch der Zuruf „bei aller Frauen Ehre" selbst auf die erregte Leidenschaft zähmend. Als Isabellen die schlimmste Gewaltthat in dem Herzogshofe droht, vermögen jene Worte die wüthenden, welche sie wegschleppen wollen, zu bändigen.

In unserm Roman erscheint Walwein sehr fromm: er vergißt nicht vor einem Kampfe sich unserm Herrn und der heiligen Jungfrau im Gebet zu empfehlen und er betet auch für die Seelen derer, die unter seinem Schwerte fielen, zu Gott und dem heiligen Michael, dem Schutzengel der sterbenden. Er versteht sich auch auf den Messdienst, da er die seltene Kunst des Lesens besitzt. So geübt in feiner äußerlicher Zucht stellen ihn freilich nicht alle Gedichte dar. Im niederländischen Lancelot z. B. entdeckt ein Einsiedler, daß Walwein zwölf Jahre nicht zur Beichte

ging, und an einer andern Stelle wird ihm vorgehalten, daß er während seiner ganzen Ritterschaft Gott nimmer gedient habe, er sei ein alter Baum geworden ohne Blatt und Frucht.

Man würde sich irren, wollte man in den ritterlichen Gedichten einen religiösen Grundzug der Charaktere voraussetzen. Dadurch steht Parzival unter den Artusrittern so einsam, daß in ihm sittliche Frömmigkeit aus dem äußeren Rittertreiben herauskeimt, und mit Absicht ist ihm Gawan, der glänzendste Stern der Tafelrunde, zur Vertretung des weltlichen, auf keine höheren Ziele gerichteten Ritterthums zur Seite gegeben. Wenn das Gefühl der Nichtigkeit alles Genusses und aller Ehren über diese Naturen kam und ihre Weltfreude vor dem drohenden Ende zusammenfiel wie ein Aschenhaufen nach ausgebrannter Gluth, dann zogen sie entweder das Mönchskleid an, worin manche alte Unart Raum hatte, oder sie nahmen das Kreuz und büßten mit dem guten Werke des Kampfes gegen die Heiden und mit der Aufgabe der Heimath. Sie warben damit zugleich um Lohn bei dem Herrn, der besser zu lohnen versteht als König und Frauen. Die Religiosität der überwiegenden Menge der mittelalterlichen Christenheit war ein durchaus äußerliches Ding, ein bequemer Schutzmantel gegen den Teufel, vor dem man größere Furcht hatte als man Liebe zu Gott fühlte. Die Missionare eines mehr innerlichen Christenthums wurden erst die Franziskaner und Dominikaner durch volksthümliche Predigt und seelsorgerische Thätigkeit; begierig nahm das Volk ihre geistlichen Spenden auf. An sie gelehnt erhuben sich dann die ketzerischen Konventikel und die geheimen religiösen Bünde, die mit dem äußeren Kirchenthum, das sie verachten lernten, am liebsten ganz brachen.

Zu den hervorragenden Eigenschaften Walweins gehört noch seine Heilkunst. Natürlich ist es Wundarznei, die er versteht: er salbt und verbindet die Wunden, kennt kräftige Kräuter und besitzt einen Heilstein im Ringe, mit dem er die Verletzungen berührt. Er weiß auch wirksame Wundsegen. Heilkundig erscheint Walwein in allen Gedichten, die von ihm wissen: so im französischen und deutschen Parzival, im niederländischen Walwein und Lancelot. Auch hierin ist er ein Vorbild der Ritter: denn gleich wie es heute wünschenswerth ist, daß der Soldat sich den ersten Verband auf dem Schlachtfeld anlegen kann, so war es für die einsam abenteuernden Ritter jener Zeiten noch weit nöthiger, daß sie das

hauptsächlichste von der Behandlung der Stich- und Hiebwunden verstunden. Bei größeren Haufen scheinen kundige Meister, oft Juden, mitgezogen zu sein. Im ganzen dürfen wir uns die Sorge für die Verwundeten bei Schlachten und Belagerungen des Mittelalters nicht schlechter denken, als in den friedericianischen und napoleonischen Kriegen. Waschen der Wunden, auflegen von Kräutern, bestreichen mit Salben, kunstgerechten Verband, Unterbringung der Kranken in einzelnen Häusern der Städte und zwar nahe den offenen Fenstern lernen wir durch die Dichter des dreizehnten Jahrhunderts kennen.

Von der heutigen chirurgischen Behandlung schwerer Verletzungen wird die Kunst der damaligen Meister und Meisterinnen — denn es gab bekanntlich auch viele heilkundige Frauen — freilich sehr abgestanden haben.

Der Walweinroman wirft über manche Seiten des ritterlichen Lebens helle Lichter. Das hauptsächlichste bleibt aber doch die auch hier bestätigte Erkenntniß, wie die Menschen jener ritterlichen Kreise bei dem stärksten Realismus sich völlig und bedingungslos, mit Aufopferung von Leib und Seele der Verfolgung eines Zieles hingeben, mag dasselbe den Gewinn der ewigen Seligkeit oder die Beförderung einer nichtsnutzigen Laune bringen. Sie erfüllen sich ganz mit einer Idee, sie entzünden sich an einem Phantasiebilde und sie dienen mit allem Ernste der übernommenen Pflicht — so jagen sie nach dem Ideal des Ritterthums. Frömmigkeit, Ehrerbietung gegen die Frauen und Priester, Schutz der Hilflosen sind Gebote, welche mit dem Ritterschlage auferlegt werden; die eigene Ehre in tadellosem Gebrauch der Waffen zu hüten, kommt dazu. Die Dichter hatten die Aufgabe, Vorbilder der Ritterschaft zu entwerfen: in Walwein war ein besonders glänzendes gefunden.

---

3 0112 053555824